

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 72 (2016)
Heft: 6

Buchbesprechung: Deutsche Stilkunst : mit einem Vorwort bereichert von Stefan Stirnemann [Eduard Engel]

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihre Besonderheiten sind u. a. im gleichnamigen Duden-Band festgehalten, herausgegeben vom SVDS. Die Helvetismen, die drinstehen, gehören zur deutschen Standardsprache. Letzteren Begriff findet Sterchi «fürchterlich», und er hat recht, wenn damit eine tatsächlich von jemandem verwendete Sprache bezeichnet werden soll. Sprachwissenschaftlich ist jedoch mit Standard nicht das gemeint, sondern eine Bandbreite in Wortschatz, Aussprache und sogar Grammatik, die hochsprachlich verwendet wird, aber nicht im ganzen Sprachraum genau gleich. Das «deutsche Hochdeutsch» ist nicht das einzige, sondern Hochdeutsch gehört auch Randständigen wie uns.

Die Fremdheit abstreifen

Wir sollten es uns nicht wegnehmen lassen, sondern Hochdeutsch ebenso drauflos parlieren, wie das Sterchi bei Kindern beobachtet, die es etwa aus den Medien aufschnappen. Nur meint er, es werde ihnen in den Schulen ausgetrieben, bis hin zur «Selbstkasteiung». Falls dem so ist:

Es sollte nicht so sein. Vielmehr dürfen, wie es der Autor (u. a. von «Blösch») empfiehlt, durchaus ein Gotthelf oder ein Dürrenmatt als Vorbilder für den selbstbewussten Umgang mit der Schriftsprache dienen – was offenbar heutigen Schriftstellern von den Verlagen schwergemacht wird. Umso lieber pflegen manche den mündlichen, mundartlich geprägten Auftritt.

Wenn Sterchi aufatmet, sobald er Hochdeutsch als Fremdsprache bezeichnen kann, so sei ihm das unbenommen. Als allgemeines Rezept scheint es mir untauglich, denn Schweizerdeutsch hat nun einmal eine engere Verbindung zu Hochdeutsch als etwa zu einer lateinischen Landessprache. Auch bei der Sprachverarbeitung im Hirn nimmt es eine Zwischenstellung ein, wie erste Erkenntnisse eines psycholinguistischen Forschungsprojekts an der Universität Bern zeigen. Der «Sprachspiegel» wird in einiger Zeit näher auf das Projekt eingehen.

Daniel Goldstein

(erschieden im «Bund», 28. 10. 2016)

Bücherbrett II

Eduard Engels Stilkunst aus dem Schatten des Plagiats geholt

Eduard Engel: Deutsche Stilkunst. Mit einem Vorwort bereichert von Stefan Stirnemann. Die Andere Bibliothek, Berlin 2016 (nach der 31. Auflage von 1931). 2 Bände, 936 Seiten, ca. Fr. 102.–.

Eduard Engel (1851–1938) darf als Stammvater der deutschen Stilkunde des 20. Jahrhunderts gelten, wirkungsmächtig bis heute. Dennoch ist er viel weniger bekannt als Ludwig Reiners.

Dieser, ein Nationalsozialist, hat sich ausgiebig bei Engel bedient – bei dessen erstmals 1911 erschienener, von Nationalstolz geprägter «Deutscher Stilkunst». Ihrem Autor erteilte das Naziregime wegen jüdischer Herkunft ein Publikationsverbot. Reiners dagegen veröffentlichte 1943 ein «eigenes» Werk mit gleichem Titel; nach dem Krieg hiess es nur noch «Stilkunst» und wurde, wie die kürzere «Stilfibel», immer wieder neu aufge-

legt. Der Schweizer Gymnasiallehrer Stefan Stirnemann zeigt diese Umstände seit Jahren beharrlich auf. Nun erfährt Engel die längst fällige Neuausgabe, von Stirnemann mit einem kenntnisreichen Vorwort über den Autor, dessen Werk und beider Schicksal versehen. Gegen einige Stellen hat ein Sohn Reiners' Einspruch erhoben. Der «Sprachspiegel» plant, 2017 ausführlich auf das Werk zurückzukommen. dg

Konjunktive aus dem Schatzkästchen der Mundart

Wilde, Michael: Der Konjunktiv im Schweizerdeutschen. Empirische Studien zu Stabilität und Wandel im deutschen Modusystem. Peter Lang, Bern 2015. 283 S., Fr. 86.–.

Die Mundart, die im Deutschunterricht oft Probleme macht, kann manchmal auch willkommene Erklärungshilfe bieten. Ein Beispiel dafür ist der Konjunktiv in indirekter Rede, der im Dialekt meist spontan verwendet wird, in der passenden Präsens-Form (K.I). Im Hochdeutschen tritt oft die Präteritum-Form (K.II) auf, sei es als Ersatz für eine nicht vom Indikativ unterscheidbare Form, als regionale Sprechweise oder weil gar nicht mehr darauf geachtet wird: «Sie sagt, sie wüsste das», statt «wisse», auch wenn es um die Behauptung tatsächlichen Wissens geht.

Der schweizerische Konjunktivgebrauch wird zuweilen von strengen Deutschstilisten gelobt, so von

Wolf Schneider. Haben die Deutschschweizer dieses Lob verdient? Bezogen auf den Dialekt, ist das einer von vielen Untersuchungsgegenständen, denen sich Michael Wilde in seiner Dissertation widmet, auf entsprechend hohem fachlichem Niveau und mit viel Sorgfalt. Er findet tatsächlich in indirekter Rede überwiegend den K.I, recht oft auch den Indikativ, aber nur selten den K.II und fast nie dessen Umschreibung mit «würde».

Aus dem Dialekt stammt es also nicht, wenn man etwa liest, nicht hypothetisch gemeint: «Sie sagte, sie würde das wissen.» Mir scheint, in der Schweizer Presse werde neuerdings besonders häufig so formuliert. Es wäre schade, wenn das auf den Dialekt abfärben sollte, denn dieser kennt eine reiche Vielfalt an Konjunktivformen – von Wilde anhand früherer und eigener Forschung dokumentiert und analysiert. dg